

## Der letzte Intellektuelle

### 40. Todestag von Friedrich Heer

Es war ein überraschend schwieriges Unterfangen, eines der Bücher von Friedrich Heer zu kaufen. An der Anzahl unterschiedlicher Publikationen kann es nicht liegen, denn die Auflistung, die etwa eine Online-Buchhandlung wie Amazon auswirft, reicht über mehrere Bildschirmseiten – und an anderer Stelle ist die Rede von über fünfzigtausend veröffentlichten Buchseiten. Bedauerlicherweise sind fast alle diese Bücher vergriffen und höchstens noch in einzelnen Antiquariaten erhältlich. Auch der Bekanntheitsgrad dieses Autors lässt wohl zu wünschen übrig; und das, obwohl Friedrich Heer eine überaus wichtige Persönlichkeit des österreichischen Kulturlebens war. Die Wikipedia bezeichnet ihn als einen »bedeutenden linkskatholischen Intellektuellen der Nachkriegszeit«.

Im September dieses Jahres jährt sich Heers Todestag zum vierzigsten Mal. Die Lebensdaten sind: 10.04.1916–18.09.1983. Heer war Kulturhistoriker, Mediävist, Schriftsteller, Germanist, Publizist und Redakteur katholischer Zeitschriften, er wirkte als Außerordentlicher Universitätsprofessor für Geschichte ebenso wie als Dramaturgischer Leiter am Wiener Burgtheater (von 1961 bis 71). Ein richtiger Tausendsassa, würde man heute sagen.

Ich wurde in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal auf den Namen Heer aufmerksam; nämlich, als der Wiener Böhlau-Verlag mehrere seiner Werke neu auflegte. Darunter das Buch mit dem verheißungsvollen Titel *Der Kampf um die österreichische Identität*, das mich sogleich in den Bann zog. Mehr als vierhundert großformatige Seiten dicht gepackte Informationen prasselten auf mich ein; Analysen, wie ich sie selten gelesen hatte, Details, die mir trotz meiner durchaus gediegenen Geschichtskennntnisse völlig unbekannt waren, und ein positiver, weltoffener Patriotismus. Insbesondere blieb mir Heers Conclusio im Gedächtnis, dass der Name Österreichs mindestens zweieinhalbtausend, wenn nicht dreitausend Jahre alt sein muss. Da ich knapp zwei Jahrzehnte vorher, als Gymnasiast, das eintausendjährige Bestehen »ostarrîchis« mitgefeiert hatte, ließ mich Friedrich Heers Aufschlüsselung den Atem anhalten: Bekannt ist die römische Bezeichnung »noricum« für einen guten Teil des heutigen Österreich; das keltische Volk der Noriker soll dort gelebt haben, mit der



*Das Buchcover von „Der achte Tag“, erschienen unter dem Pseudonym Hermann Gohde im Jahr 1950 im Tyrolia Verlag Quelle: ÖSV Archiv*

angenommenen Hauptstadt Noreia. Laut Heer ist »noricum« eine Latinisierung des keltischen Namens »norig«, wobei in der zweiten Silbe »rig« das heutige Wort »Reich« zu erkennen ist, und die Vorsilbe »no« im Keltischen die Bedeutung »Osten« haben soll. Somit hieße »norig« also Reich im Osten: norig-noricum-regio australis-ostarrîchi-Österreich. *Der Kampf um die österreichische Identität* ist ein Spätwerk, und die Historikerin und Judaistin Evelyn Adunka, die eine umfangreiche Biografie zu Friedrich Heer schrieb, erwähnt auch, dass dieser seine geschichtlichen Werke sehr persönlich gestaltet hat und sich wenig um wissenschaftliche Methoden kümmerte. Mit dieser Kritik wurde Heer aber schon zu Lebzeiten konfrontiert.

Kernthemen der Schriften Heers sind die Geschichte des Mittelalters, der Katholizismus im Wechselspiel mit dem Nationalsozialismus, Europäische Geistesgeschichte und Judentum. In seinen Schriften wies er Entlehnungen der Nationalsozialisten aus dem Katholizismus nach und schuf einen nach wie vor bedeutsamen Beitrag zur Hitlerforschung. Für eine Ausgabe des umfangreichen Essays *Der Glaube des Adolf Hitler* schrieb keine Geringere als die Historikerin Brigitte Hamann das Vorwort. Dieses Buch und *Gottes erste Liebe* über das Judentum stellen für mich eine Art Vermächtnis dar. Für die Lektüre muss man sich Zeit nehmen, denn jedes der beiden Bücher hat, in der Taschenbuchausgabe, über siebenhundert Seiten, und was Heer darin an profundem Wissen zusammengetragen hat, ist schlichtweg überwältigend.

Sein Hass auf Hitler und die Nazis entstand schon früh, wovon er in seinen Schriften sehr beredt Zeugnis ablegte. Als ein Schlüsselereignis überlieferte er eine Begebenheit aus den Dreißigerjahren, wo er als Gymnasiumschrüler miterleben musste, wie ein Zwölfjähriger, der die Uniform der sozialdemokratischen Roten Falken trug, quasi vor seinen Augen von einer Gruppe nationalsozialistischer Studenten – deren Bewegung damals in Österreich noch verboten war – zu Tode geprügelt wurde.

Publikationen über das Mittelalter haben viel mit der Professur für Geschichte zu tun. Dass manche einem breiten Publikum zugänglich gemacht wurden, spricht deutlich für die Bedeutung und *Mainstream*-Eignung dieser Arbeiten. Ebenso interessant finde ich das Buch *Der König und die Kaiserin* über die Beziehung und vor allem die Konflikte zwischen Maria Theresia und Friedrich II, welche die politische Landschaft Europas grundlegend veränderten. Das Buch ist zwar vollgepackt mit historischen Informationen, doch gelang es Heer, es in einer Art und Weise zu gestalten, dass es sich nicht wie ein langweiliger Geschichtsunterricht, sondern wie ein überaus spannender Roman liest. Nun, auch diese Ausgabe, aus dem LIST-Verlag, erstand ich nur mehr im Antiquariat.

Friedrich Heer wuchs an der Grenze zwischen dem bürgerlichen vierten und dem zehnten Arbeiterbezirk auf. Diesen Umstand machte er selbst für seine intellektuelle Offenheit und die insbesondere von andern empfundenen Widersprüche in seiner Haltung verantwortlich. Er wurde einerseits als erzkatholisch bezeichnet und war andererseits mit dem späteren sozialistischen Justizminister Christian Broda seit der gemeinsamen Schulzeit befreundet und

ging mit diesem auch zu den sozialdemokratischen Maiaufmärschen. Indem er »seinen« Katholiken einen gewissermaßen nationalsozialistischen Spiegel vorhielt, legte er sich mit der kirchlichen Obrigkeit an. Der tiefen Ablehnung der Nazis stand eine ebenso tiefe Verehrung für Engelbert Dollfuß gegenüber, und zu seinen Freunden zählten auch Kommunisten. Er verkehrte stets mit Linken und Rechten; dass anlässlich seines Ehrenbegräbnisses 1983 sowohl der sozialdemokratische Bundeskanzler als auch der Obmann der Volkspartei eine Rede hielten, war kein Zufall.

Zeit seines Lebens sah sich Heer zahlreichen Angriffen und Anfeindungen ausgesetzt. Er hatte zwar Verbindungen zu einzelnen Kommunisten und setzte sich in der Publikation *Gespräch der Feinde* bereits in den Anfängen des Kalten Krieges für die Entwicklung einer Gesprächsbasis mit den kommunistischen Staaten ein, stand dem Marxismus allerdings sehr ablehnend gegenüber. Trotzdem wurde ihm wiederholt vorgeworfen, dem Bolschewismus Vorschub zu leisten und den kommunistischen Staaten sowie Stalin, der damals noch lebte und an der Spitze der Sowjetunion stand, einen großen Dienst zu erweisen. Einer der rabiatesten Gegner war der Schriftsteller und Literaturkritiker Hans Weigel. Die Beziehung von Heer und Weigel liest sich wie eine Abfolge öffentlicher verbaler Gefechte, die sogar mehrmals vor Gericht landeten. Als Verteidiger trat in der Regel der anerkannte Kulturpolitiker Viktor Matejka auf.

Das gesellschaftliche und kulturelle Klima Österreichs erschien Friedrich Heer engstirnig, konservativ, um nicht zu sagen: verzopft, und in Bezug auf die jüngste Vergangenheit unter der Nazidiktatur heuchlerisch. Er kämpfte gegen diese Haltungen an, hatte sich Humanismus und Offenheit verschrieben und versuchte diese durchaus lautstark durchzusetzen. Die persönlichen Verbindungen zu Politiker\*innen und Kulturschaffenden unterschiedlicher Couleurs halfen ihm dabei, lösten aber auch Konflikte aus. Als Schriftsteller und Publizist engagierte sich Heer im PEN-Club sowie im Österreichischen Schriftstellerverband. Die Stellung als Dramaturgischer Leiter des Wiener Burgtheaters nahm er erst im zweiten Anlauf an, 1961 und für letztendlich zehn Jahre – doch war diese Ernennung keineswegs unumstritten und sorgte bei manchen für Missgunst. Die Buchveröffentlichungen Heers hatten zwei Jahre nach Kriegsende eingesetzt und hielten trotz der zahlreichen beruflichen Aktivitäten bis zu seinem Tod 1983 ohne auffällige Unterbrechungen an.

Während die Schriften und Essays zu breit gefächerten geschichtlichen Themen zweifelsohne das Hauptwerk bilden, schrieb Friedrich Heer auch Romane. Den ersten, *Der achte Tag*, veröffentlichte er 1950 unter dem Pseudonym Hermann Gohde. Dieser religiöse Zukunftsroman beschreibt eine dystopische Welt, in der Gewalt und Missgunst herrschen – als Gegenpol dazu entwarf Heer ein utopisches Urchristentum, das der Protagonist im Laufe des Buches kennen und lieben lernt. Der Roman ist in Tagebuchform geschrieben und berichtet von den sieben Tagen einer Tagung zur europäischen Zukunft in Wien; sieben Tage, die natürlich an die sieben Tage der Schöpfung anspielen.

Der zweite Roman, *Scheitern in Wien*, verarbeitet die resignativen Erfahrungen als reformorientierter Katholik; ein Werk, zu dem ihn der Romancier Heimito von Doderer animierte, den Heer als geistig Verwandten schätzte. Zwar handelt es sich um kein autobiografisches Buch, doch die Parallelen zu Heers Leben sind nicht zu übersehen. Der Roman präsentiert einen auktorialen Erzähler, der mitunter einen eher süffisanten Ton anschlägt. Was mich verwunderte, ist die Art und Weise, wie in diesem Buch Frauen beschrieben und dargestellt werden, denn ich höre darin einen überheblichen und machomäßigen Ton. Anscheinend passte das noch zur Gesellschaft jener Zeit – das Buch erschien 1974 und somit noch vor den familienrechtlichen Reformen und den großartigen Errungenschaften einer Johanna Dohnal –, doch wirkt eine solche Art der Beschreibung aus heutiger Sicht unangemessen. Die Sätze des Romans sind in der Regel sehr lang, durch zahlreiche Kommata – auch vereinzelt welche, die grammatisch nicht ganz korrekt sind – irgendwie zerhackt, und es gibt viele Wiederholungen von Wörtern und Phrasen, oft in kaum merklichen Varianten, sodass der Text einem relativ aufgeregten Bewusstseinsstrom ähnelt. Ungewöhnlich, dass die Hauptperson stets nur »Er« genannt wird, das heißt, mit einem Großbuchstaben; das bezieht sich des Weiteren auf alle Personal- und Possessivpronomen des namenlos bleibenden Akteurs. Dass eine solche Großschreibung normalerweise in Referenzen auf Gott üblich ist, befremdet und macht im Zusammenhang mit dem »erkatholischen« Autor zumindest nachdenklich. Aus meiner Sicht lässt sich der Roman trotz allem gut lesen und stellt in mehrerlei Hinsicht ebenfalls eine Art österreichisches Zeitdokument dar.

Die nachhaltigste Bedeutung liegt wohl in den Essays, also in jenen Schriften, die Heer als Historiker ebenso wie als Intellektuellen auszeichnen. Es fällt mir zugegebenermaßen schwer, einen zufriedenstellenden Überblick über das reichhaltige Werk dieses Mannes zu bekommen. Die ungeheure Vielfalt zeigt sich allein schon im Inhaltsverzeichnis von Evelyn Adunkas Biografie; ihr gleichermaßen umfangreiches Buch, das auf ihre Dissertation zurückgeht und das sie *Eine intellektuelle Biographie* nannte, möchte ich als Einstieg in das Werk von Friedrich Heer empfehlen, denn es beleuchtet die unterschiedlichen Facetten des Œuvres und enthält eine Vielzahl von Ausschnitten und Zitaten aus Heers Texten genauso wie aus Artikeln, Briefen, Kommentaren und Gesprächsaussagen seiner Zeitgenoss\*innen. Interessierte mögen sich in einen bestimmten Bereich vertiefen oder gleich in alle Themen hineinschnuppern, um zu erfahren, welchen Beitrag Friedrich Heer hier geleistet hat. Die Biografie ist eine ideale Anleitung zum Weiterlesen.

Eine breite öffentliche Diskussion rund um Kultur und Geschichte, wie Friedrich Heer sie zeit lebens entfachte und führte, kenne ich in Österreich eigentlich nicht. Mir kommt vor, das alles war vor meiner Zeit, und die Berichte darüber scheinen von einer Vergangenheit zu sprechen, die heute fremd geworden ist. So betrachte ich Heer als einen der letzten, wenn nicht sogar den letzten Intellektuellen unseres Landes.